

Neu auf dem Büchermarkt: „Wie ein Papst Kurien-Krankheiten heilen kann“

Mit spitzer Feder gegen dicke römische Mauern

Erny Gillen will mit seinem Buch die von Papst Franziskus angestrebte Kurienreform unterstützen

INTERVIEW: DANI SCHUMACHER

An Gründonnerstag hat der ehemalige Generalvikar Erny Gillen sein Buch „Wie ein Papst Kurien-Krankheiten heilen kann“ veröffentlicht. In dem offenen Brief greift er die Ideen, die Papst Franziskus in seiner Rede vom 22. Dezember dargelegt hatte, auf und formuliert konkrete Heilungsansätze. So fordert er z. B. das Ende des Vatikanstaates und eine Dezentralisierung der Kurie.

■ **Herr Gillen, bei Ihrem Buch handelt es sich um einen Brief an den Papst. Haben Sie mittlerweile schon eine Empfangsbestätigung aus Rom erhalten?**

Nein, eine Empfangsbestätigung habe ich nicht erhalten. Ich weiß aber, dass der Brief seinen Weg bis zum Papst gefunden hat.

■ **Was hat Sie zur Feder greifen lassen und warum erscheint Ihr Buch gerade jetzt? Der Zeitpunkt der Veröffentlichung dürfte kein Zufall sein, wenn man weiß, dass sich das Konsistorium im Februar zum ersten Mal im Detail mit den Reformplänen auseinandergesetzt hat und dass die Begeisterung sich in Grenzen hielt ...**

Am 22. Dezember, also kurz vor Weihnachten, hatte Papst Franziskus in seiner viel beachteten Rede die so genannten Kurienkrankheiten thematisiert und die Mitglieder der Kurie aufgefordert, ihr Gewissen zu erforschen. Diese Rede hat mich dazu bewegt, das Buch zu schreiben. Was den Zeitpunkt angeht, habe ich mich am Kirchenjahr orientiert. Und weil die Fastenzeit die ideale Zeit für eine Gewissenserforschung darstellt, habe ich mir überlegt, dass der Gründonnerstag, mitten in der Karwoche, der ideale Zeitpunkt für die Veröffentlichung des Buches wäre. Sicher, die Reformpläne stoßen innerhalb der Kurie nicht unbedingt auf Begeisterung. Man kann den Eindruck gewinnen, dass die Basis reformfreudiger ist, als die Mitglieder der Kurie. Seit Februar wissen wir ja, dass zwei neue Kongregationen geschaffen werden sollen. Auch dies hat mich dazu bewegt, mein Buch zu diesem Zeitpunkt zu veröffentlichen.

■ **Sie haben für Ihr Buch die Form des offenen Briefes gewählt, eine literarische Gattung, bei der der Autor bewusst den Finger in die Wunde legt und einen Gegenentwurf formuliert. Sie legen den Finger in die Wunde, der Text ist aber kein Gegenentwurf zu den Aussagen des Papstes. Im Gegenteil, Sie verteidigen seine Thesen und formulieren sie in schärferer Form aus. Papst Franziskus kann also nicht der eigentliche Adressat sein. An wen wenden Sie sich genau?**

Der Brief richtet sich schon an den Papst, um ihm zu zeigen, dass seine Ideen die Unterstützung der Basis, des Volkes Gottes finden. Der Text richtet sich aber auch an all jene, an die sich der Papst am 22. Dezember gewendet hat, also an die Mitglieder der Kurie. Ich versuche den Papst in seinen Reformbestrebun-

gen zu unterstützen, indem ich seine Diagnose aufgreife und einen Gegenentwurf zum Istzustand entwickle. Ich will aber noch einmal darauf hinweisen, dass es dem Papst nicht um eine Anklage geht. Die Botschaft lautet vielmehr: Wenn es Krankheiten gibt, ist eine Heilung möglich.

■ **Die Krankheiten wurden diagnostiziert, wie müsste denn nun eine gesunde Kirche aussehen?**

Das zentrale Element in meinem Buch ist die „Gott-unter-den-Menschen-Kirche“. Das Gesunde kommt von Jesus Christus. Gott kann man nicht einfach anfassen, er ist aber immer präsent. Gott ist in der Wüste, Gott ist im brennenden Dornenbusch. Er ist in schwierigen Situationen bei seinem Volk. Auch nach der Auferstehung Jesu ist Gott immer noch präsent, er ist unter den Menschen. Man muss ihn nur sehen. Folglich muss die Kirche den Menschen die Augen öffnen.

■ **Und das gelingt ihr heute nicht mehr?**

Für viele Menschen ist die Kirche heute eher ein undurchsichtiger Spiegel, dabei müsste sie eigentlich ein offenes Fenster sein, durch das man hindurchschauen kann. Die Mauern der Kirche sind zu dick geworden. Sie ist so groß und so stark geworden, dass sie, was das Mysterium anbelangt, nicht länger transparent ist. Eigentlich müsste sie durchsichtig sein, damit man Gott erkennt, wenn man durch sie hindurchblickt. Die Menschen selbst müssen sich aber auch in Frage stellen. Die Riten der Kirche sind eine Hilfestellung, die dazu dienen sollen, dass der Mensch seinen Weg zu Gott findet. Wenn die Riten aber zum Ersatz für die lebendige Begegnung mit Gott verkümmern, dann haben wir ein Problem.

■ **Wenn man Ihr Buch liest, gewinnt man den Eindruck, dass Sie einerseits die Reformbemühungen des Papstes unterstützen, dass Sie sich aber auch den Ärger von der Seele schreiben. War die Niederschrift auch eine Art Selbstheilungsversuch?**

Ich war immer wieder in Positionen, bei denen das Risiko besteht, dass man selbst zur Institution wird, etwa als Präsident der Caritas oder als Generalvikar. Man muss aufpassen, dass man nicht zu einem Bild erstarrt. In dem Sinn war die Niederschrift sicherlich ein Reinigungsprozess für mich. Ein solcher Reinigungsprozess ist allerdings für alle jene wichtig, die sich im Leben verfestigt haben und daher nicht mehr wahrnehmen, dass Leben eigentlich Flexibilität bedeutet. Alles was versteinert, ist näher beim Tod als beim Leben.

■ **Sie gehen in Ihrem Buch eindeutig einen Schritt weiter als Papst Franziskus, dies in seiner Rede getan hat. Vor 500 Jahren wären Sie als Autor eines solchen Textes auf dem Scheiterhaufen gelandet. Setzen Sie die überspitzte Formulierung als be-**



Erny Gillen fordert, dass der Vatikan seine staatlichen Privilegien abgeben soll.

(FOTO: LEX KLEREN)

wusstes Stilmittel ein, um sich Gehör zu verschaffen?

Ich habe die Dinge bewusst auf den Punkt gebracht, das Buch soll regen und im besten Sinne des Wortes provozieren. Ich will die Menschen für die Reform der Kurie gewinnen. Ich habe im Augenblick nämlich den Eindruck, die Menschen warten erst einmal ab, was in Rom geschieht, fühlen sich aber nicht selbst betroffen. Es gibt aber nicht nur eine Kurie in Rom, es gibt in jeder Diözese eine Kurie, es gibt in jeder Pfarrei eine Kurie. Bei den Verhandlungen zur Trennung von Kirche und Staat habe ich es selbst erlebt. Manchmal bekommt man den Eindruck, es gehe eher um die Kurie, als um die Sache an sich. Wenn wir aber das Reich Gottes aus den Augen verlieren, dann befinden wir uns auf dem falschen Weg. Ich glaube, die Menschen können Gott oft besser selbst erfassen,

als durch die Übersetzung der Kirche. Deshalb müssen die Übersetzer sich die Frage gefallen lassen, ob sie sich selbst übersetzen oder die Frohe Botschaft.

■ **Sie gehen in Ihrer Schrift zum Teil sehr weit. Sie regen u. a. an, dass der Papst in die Lateran-Basilika umziehen könnte. Bewegen Sie sich nicht bereits im Bereich der Utopie?**

Viele Dinge, über die ich schreibe, hat Papst Franziskus bereits selbst in ähnlicher Form gesagt. Der Grundgedanke, dass man den Vatikan als Staat auflösen sollte, ist keine Utopie, sondern eine reelle Forderung. Als Staat existiert der Vatikan noch nicht sehr lange. Der Heilige Stuhl wurde erst 1815 ins Völkerrecht eingeschrieben, den Staat, so wie wir ihn heute kennen, geht auf die Lateran-Verträge aus dem Jahr 1929 zurück. Und genau in

der Kirche könnte hier ein Zeichen setzen, in dem sie die Privilegien des Staatswesens aufgibt. In meinem Buch plädiere ich deshalb für ein neues internationales Statut für religiöse Organisationen, denn sie haben natürlich etwas auf der Weltbühne zu sagen. Damit müsste sich die Religion nicht länger hinter einem Staatswesen verstecken, um nach außen hin auftreten zu können. Ich bin der Meinung, dass eine Trennung zwischen Staat und Kirche grundsätzlich der richtige Weg ist. Dann würden auch alle Glaubensgemeinschaften gleich behandelt. Ich sehe es übrigens als große Errungenschaft an, dass wir es in Luxemburg geschafft haben, die großen Glaubensgemeinschaften auf eine Ebene zu stellen. Diese historische Entscheidung wurde leider nicht hinreichend gewürdigt. Das gleiche würde ich mir auch auf der Weltbühne, etwa in der Uno, wünschen.

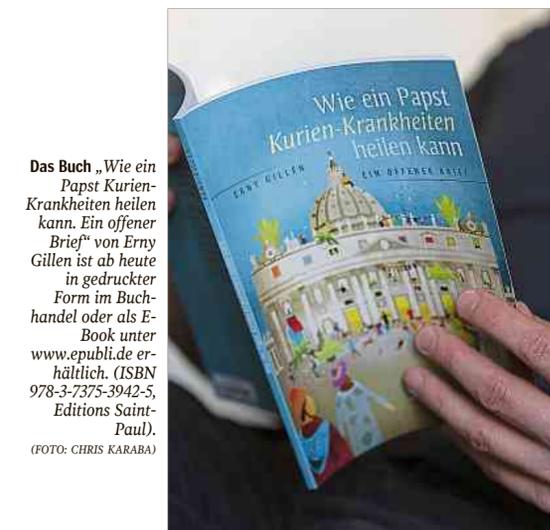
■ **Sie schlagen in dem Zusammenhang eine Dezentralisierung der Kurie vor, wie muss man sich dies konkret vorstellen?**

Die Kurie und die Kongregationen sind mit einem Staatsapparat und seinen verschiedenen Ministerien zu vergleichen. Nehmen wir die Glaubenskongregation als Beispiel. Ihre Aufgabe ist es, ein Kompetenzzentrum für Glaubensfragen in der ganzen Welt zu sein. Die größten Gefahren für den Glauben lauern heute aber nicht in den Büchern, die man in Rom kritisch liest, sondern in den Straßen des Glaubenslebens, beispielsweise in Südamerika, etwa in Brasilien. Dort kämpfen die Menschen um ihren Glauben. Dort stellen sie sich die Frage, ob Jesus Mensch oder ob er nur Gott war oder gar beides. Mir erscheint es sinnvoller, wenn sich die Glaubenskongregation dort befinden würde, wo sich die Menschen mit diesen Fragen konkret auseinandersetzen anstatt in Rom, wo sie sich in Büchern vergräbt und dann nach zehn Jahren versucht Stellung zu dem zu beziehen, was falsch läuft. Die Kongregationen müssen dorthin, wo die Menschen sind, das heißt dorthin, wo die Schwierigkeiten auftauchen. Deshalb wird es uns auch nicht wesentlich weiterbringen, wenn der Papst weitere Kardinäle ernannt, die nicht aus Europa kommen. Die Kardinäle kommen meist nur ein oder zweimal nach Rom. Die Ministerien, die Arbeit der Kurie muss dezentralisiert werden. Eine Dezentralisierung der Kurie hätte da-

■ **Die vom Papst diagnostizierte Schizophrenie der Kurie ist also systemimmanent?**

Genau. Die Kurie ist u. a. deshalb schizophren, weil sie einmal als Kirche und einmal als Staat spricht. Die Nuntien sind ein gutes Beispiel. Sie sind sowohl außenpolitische Vertreter des Vatikan als auch oberster Aufsichtsrat der Bischofskonferenzen. Und genau diese Doppelfunktion bezeichnet man in der Psychiatrie als Schizophrenie. Und weil wir es mit einem systemimmanenten Problem zu tun haben, reicht es nicht, die Krankheit in den Personen heilen zu wollen. Wir müssen vielmehr die Organisation ändern, weil das Konstrukt an sich schizophren ist. Die Katholische Kirche ist übrigens nicht die einzige Religion, die mit einer Doppelfunktion zu kämpfen hat. Der Dalai Lama vertritt ebenfalls die Religion und den Staat und auch der jüdische Staat ist ein schwieriges Konstrukt.

■ **Die Aufgabe der Staatlichkeit, dürfte aber ein langwieriges Unterfangen werden ...**



Das Buch „Wie ein Papst Kurien-Krankheiten heilen kann. Ein offener Brief“ von Erny Gillen ist ab heute in gedruckter Form im Buchhandel oder als E-Book unter www.epubli.de/erhaeltlich. (ISBN 978-3-7375-3942-5, Editions Saint-Paul).

(FOTO: CHRIS KARABA)

rüber hinaus den Vorteil, dass zahlreiche Gebäude in Rom einer anderen Nutzung zugeführt werden könnten. Wenn man dann gewillt ist, die Dezentralisierung durchzusetzen, ist die Umsetzung eigentlich ein technisches Problem, wenn auch ein sehr komplexes.

■ **Eine Dezentralisierung würde aber auch mit einem Kontrollverlust einhergehen ...**

Ja, aber der Basis ist es egal, was die Römer denken, wenn sie sich zu weit von den Menschen entfernen. Wenn die Kurie nicht reformiert wird, beachten die Gläubigen immer weniger, was sie sagt. In Fragen der Sexualmoral kann die Kurie beispielsweise mittlerweile sagen, was sie will, die Menschen nehmen es kaum noch zur Kenntnis, der Zug ist abgefahren. Das Risiko, dass es auch in anderen Fragen, etwa bei der Liturgie, zu einem ähnlichen Verhalten kommt, ist nicht zu unterschätzen.

■ **Sie fordern in Ihrem Buch eine „neue Caritas des Papstes“. Wieso brauchen wir eine neue Caritas?**

Ich möchte in dem Zusammenhang an den barmherzigen Samariter erinnern. Der Priester und der Levite gehen vorbei, ohne etwas zu tun. Der Samariter sieht und erkennt die Not, er hat Mitleid und er hilft. Was die Sache so pikant macht, ist die Tatsache, dass der Samariter laut dem damaligen Verständnis ein „Falschgläubiger“ war. Und wie der Samariter muss auch die Caritas handeln. Die Not der Menschen muss im Mittelpunkt stehen. Zur Zeit besteht aber das Risiko, dass die Caritas von der Kirche vereinbart wird. Es ist schon erstaunlich, dass der Papst mit den Kongregationen über Kompetenzzentren für Glaubensfragen, für interreligiösen Dialog usw. verfügt, aber nicht über eine eigene Caritas. Bei Caritas Internationalis verschwenden wir heute sehr viel Zeit und Energie mit der Koordination, weil die Hilfe nicht aus einer Hand kommt. Allein in Syrien und in der Ukraine sind zur Zeit mehr als ein Dutzend nationale Caritas-Organisationen tätig.

■ **Letzte Frage. Als Sie im Februar Ihren Rücktritt als Generalvikar erklärt haben, wurden Sie als möglicher Nachfolger von Kardinal Maradiaga an der Spitze von Caritas Internationalis gehandelt. In Ihrem Schlusswort schreiben Sie nun, dass Sie sowohl Ihr Mandat bei Caritas Europa als auch bei Caritas Internationalis aufgeben wollen. Was denken Sie denn nun zu tun?**

Die Generalversammlung von Caritas Internationalis findet Mitte Mai statt. Ich habe keine Kandidatur gestellt. Ich werde aber sicherlich nicht arbeitslos werden, ich will etwas anderes machen. Zuerst will ich neue Energie tanken. Nach 30 Jahren nehme ich eine Auszeit, damit ich intellektuell und spirituell wieder fit werde. Dann sehen wir weiter.

LEITARTIKEL

Der elfte Punkt

Mit einem Flüchtlingsgipfel wollen die EU-Staats- und Regierungschefs der Tragweite der Thematik heute gerecht werden. Und danach? Am Freitag wird Europas Politik in den „Business-as-usual“-Modus zurückschalten, werden die Scheinwerfer und Schlagzeilen der Medien anderen Schauplätzen gehören. Das Massensterben im Mittelmeer geht derweil weiter, trotz gut gemeintem Zehn-Punkte-Plan. Ein Plan, der zu kurz greift: Er greift zu einem Zeitpunkt, wo heimatliche Gefilde aufgegeben, familiäre Wurzeln gekappt und die riskoreiche Reise ins vermeintliche Eldorado schon angetreten ist.



„Flüchtlinge: als billige Arbeitskraft willkommen, als Bürger eher nicht.“

MARC SCHLAMME

halbieren, auch abhaken darf: Angesichts der Tatsache, dass die Armut vollends auszuradieren wäre, wenn sich die Staaten dazu durchrängen, die UN-Empfehlung zu beherzigen und 0,7 Prozent ihrer Wertschöpfung in der Dritten Welt zu investieren, erweist sich dies höchstens als Teilerfolg. Dass nur ein Handvoll Staaten, darunter Luxemburg, die 0,7-Prozent-Marke erfüllt, kommt einem Armutszeugnis gleich, wenn man bedenkt, dass über 99 Prozent des erwirtschafteten Reichtums für eigene Zwecke übrig bleiben. 0,7 Prozent: Das sind Krümel eines Kuchens, auf die die entwickelte Welt verzichten soll. Tut sie dies nicht, nehmen die hungrigen Menschen in der Dritten Welt ihr Schicksal selbst in die Hand.

Nun wird eine nach oben revidierte Kooperationshilfe die Flüchtlingsströme nicht beenden. Wenn diese Ströme jedoch zu Bächen bzw. Rinnälen schrumpften – es wäre im Sinne der Menschen am südlichen Ufer des Mittelmeeres. Umso mehr, als diejenigen, die ein Schlupfloch in der Festung Europa finden, keineswegs auf der Sonnenseite des Lebens landen.

Dass einige Branchen – z. B. die südeuropäischen Obst- und Gemüseplantagen, die das ganze Jahr über Theken und Teller mit billigen Vitaminen befuttern – nur deshalb wirtschaftlich (über)leben können, weil sie das Schicksal der Illegalen ausnutzen und diese als kostengünstige, wehrlose Arbeitskräfte ausbeuten, ist nämlich eine weitere, wenig glänzende Facette der Flüchtlingstragik. Wobei die eigentliche Tragik darin gipfelt, dass dieser europäische Ausweg für die betroffenen Menschen immer noch mehr ist, als die Ausweglosigkeit in ihrer Heimat.

■ marc.schlamme@wort.lu

Wenn die Staatengemeinschaft das Millennium-Ziel, die Armut zu



Morgen im Luxemburger Wort

Themen und Trends für heiße Tage: Urlaub auf Mauritius, exklusive Sättel, Mode und Männerporträts